



Aktueller Begriff

Die Kurie und der Mauerfall: Ostpolitik des Vatikans von Johannes XXIII. bis Johannes Paul II.

In wenigen Monaten jährt sich zum 25. Mal der Fall der Berliner Mauer. Dieser weltweit beachtete Höhepunkt der Friedlichen Revolution in der DDR markierte das Ende kommunistischer Gewaltherrschaft. Zu den Wegbereitern dieser bedeutsamen Entwicklung rechnet die historische Forschung auch vier Päpste. Johannes XXIII., Paul VI., Johannes Paul I. und Johannes Paul II. betrieben ab 1958 aktive Ostpolitik. In ihrem staatlichen Wirken auf den Vatikan beschränkt, aber von durchaus globalem Einfluss über die Kraft ihrer Worte, plädierten die vier Oberhirten der katholischen Kirche für freiheitliche Strukturen in der ganzen Welt. Damit unterstützten die Päpste christlich orientierte Regimegegner im Kommunismus spirituell. Sie halfen ihnen als „Pilger des Friedens“ maßgeblich, ihre Hoffnung auf Veränderung der Verhältnisse über Jahre aufrechtzuerhalten bis zu dem Moment, da die Befreiung politisch auch durchsetzbar wurde. Voraussetzung dafür war die Bereitschaft zum Dialog. Alle vier Päpste zeigten sie in hohem Maße. Obwohl höchst unterschiedlich in Naturell, theologischer Ausrichtung und Dauer ihres Pontifikats, erkannten sie gleichermaßen, dass menschliche Erleichterungen für die unterdrückten Völker im Osten nur erreicht werden konnten, wenn man **mit** den kommunistischen Machthabern sprach, statt nur **über** sie.

Johannes XXIII. (1958-1963) formulierte dieses politische Credo als erster im Rahmen seiner Öffnungs- bzw. Anpassungspolitik (dem sog. „aggiornamento“). Deren unmittelbarstes Resultat war das Reformkonzil von 1962 bis 1965. Parallel zur Vorbereitung der als Vatikanum II bekannten großen Kirchenversammlung richtete der international erfahrene ehemalige Nuntius die kuriale Diplomatie neu aus und zeigte größere Flexibilität gegenüber dem Ostblock. Damit überwand er bewusst die eher ablehnende Haltung gegenüber der Sowjetunion, die die Päpste Pius XI. (1922-1939) und Pius XII. (1939-1958) besonders während der Zeit Stalins (1928-1953) noch eingenommen hatten. Als geradezu sensationell empfand es die Öffentlichkeit, dass Johannes XXIII. 1963 den Schwiegersohn Nikita Chruschtschows in Rom empfing. Mit solchen Symbolhandlungen knüpfte der als charismatisch geltende Kirchenmann, der stark vom Entspannungsdenken John F. Kennedys im Nachgang der Kuba-Krise geprägt war, erste Gesprächsfäden in die innersten Zirkel der kommunistischen Machtelite, die sich für die Zukunft als hilfreich erwiesen. Er baute gleichsam Brücken nach „drüben“ – im Sinne der Ursprungsbedeutung seines Amtstitels „pontifex maximus“, der im antiken Rom den „obersten Brückenbauer“ bezeichnete. Ohne die grundlegenden Gegensätze zwischen Christentum und Kommunismus zu leugnen, war es dem Vatikan fortan möglich, durch diese Dialogbereitschaft der „stummen Kirche im Osten mehr Luft zum Atmen“ (Johannes XXIII.) zu verschaffen. Die bis dahin unterdrückten und verfolgten katholischen Geistlichen etwa in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn erhielten größeren Spielraum für ihre seelsorgerischen Aktivitäten, da Moskau das päpstliche Ja zu intensiveren diplomatischen Kontakten mit einer gewissen Liberalisierung seiner Kirchenpolitik beantwortete.

Von diesen ersten Erfolgen ermutigt, setzte Paul VI. (1963-1978) den Kurs vorsichtiger Annäherung fort. Dabei ließ er sich auch nicht durch das Wiederandrehen der Repressionsschraube durch die KPdSU entmutigen, zu dem es in den Folgejahren im Zuge wechselnder politischer Großwetterlagen wiederholt kam. Der Papst setzte weiter auf friedlichen Wandel. Diesem Ziel

diente auch sein Öffnungskurs gegenüber der orthodoxen Kirche. Mit dem in Russland traditionellen Zweig der Christenheit hatte sich der Katholizismus im Mittelalter überworfen. Paul VI. suchte diesen Bruch zu kitten. 1964 hob er die 1054 ausgesprochene gegenseitige Verdammung von Ost- und Westkirche bei einem Besuch im Heiligen Land auf und beendete den Zustand neunhundertjährigen Schismas. An dieses Millenniumsereignis der Kirchengeschichte, das den inneren Wandel des Ostblocks begünstigen half, hat aktuell der jetzige Papst Franziskus auf seiner eigenen ersten Reise in den Nahen Osten erinnert (24.-26.05.2014).

Viele Priester aus dem kommunistischen Einflussgebiet durften seit den 1960er Jahren Kirchenkonferenzen im Westen besuchen. Das stärkte den Einheitsgedanken der Gläubigen beider Hemisphären und ermutigte den Schriftsteller Morris L. West zu einer prophetischen Spekulation. Der Australier hielt es damals für nicht ausgeschlossen, dass im Zuge der Ost-West-Annäherung einmal auch ein Russe den Stuhl Petri besteigen und zum Ende des Kalten Krieges beitragen könne. Sein Roman „In den Schuhen des Fischers“, 1968 verfilmt und als fiktionaler Ausdruck der neuen Ostpolitik des Vatikans bewertet, handelt von der Inthronisierung eines solchen slawischen Papstes. Dies wirkt in vieler Hinsicht wie eine Vorwegnahme des Pontifikats Johannes Pauls II. In der Tat war die Wahl des polnischen Kardinals Karol Wojtyła zum Papst 1978 Konsequenz der kurialen Öffnung nach Osten. Sie war aber auch Signal für deren Intensivierung. Der erste nicht-italienische Pontifex seit 455 Jahren zeigte sich entschlossen, den Kurs friedlicher Intervention im kommunistischen Herrschaftsgebiet mit neuer Kraft weiterzuverfolgen. Er übernahm dazu bewusst den Papstnamen seines zu ähnlichem Handeln entschlossenen Vorgängers Johannes Paul I. Dieser hatte verstärkte Hilfestellung für die Menschen im Osten angekündigt, war aber nach nur 33 Tagen im Amt gestorben.

Johannes Paul II. (1978-2005) leistete die Hilfe und moralische Unterstützung dann konkret und beharrlich in einem der längsten Pontifikate der Neuzeit. Dabei verlieh ihm seine Herkunft aus einer der unterdrückten Kirchen im Kommunismus besondere Glaubwürdigkeit. Sein Wunsch nach Freiheit wirkte authentisch. Der von ihm bei seinen Reisen nach Polen wiederholt getätigte Aufruf „Habt keine Angst!“ ermutigte christliche Oppositionelle hinter dem Eisernen Vorhang, den friedlichen Wandel nun selbst aktiv anzustreben. Dies galt speziell auch für die DDR, wie Zeitzeugen bestätigen, zuletzt etwa der frühere Bundestagspräsident Wolfgang Thierse am 24.04.2014 in einem Interview mit dem Deutschlandfunk. Johannes Paul II. wurde somit zum Papst der Wende, ein „Pilger gegen die Macht“, dessen Verdienste um die politische Freiheit von der Forschung als enorm eingestuft werden. Was mit Johannes XXIII. begann, fand unter Johannes Paul II. seinen Höhe- und Abschlusspunkt: Die historische Widerlegung der Stalin-Behauptung, ein staatliches Zwangssystem habe nichts von einem „bloßen“ Kirchenführer zu befürchten. „Wie viele Bataillone hat der Papst?“, hatte der Sowjetdiktator einst sarkastisch gefragt, um die vermeintliche Ohnmacht des Vatikans auszudrücken. Die heutige Antwort ist eindeutig: In militärischer Hinsicht keine, doch eine umso wirkungsvollere spirituelle. Diese „Bataillone“ wurden von Benedikt XVI. (2005-2013) in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag vom 22.09.2011 als das „hörende Herz Salomons“ umschrieben. Damit meinte der deutsche Pontifex die Kraft des Gewissens. Sie war – potenziert in tausenden Menschen – auf Dauer offensichtlich zu stark für ein Regime, das keine anderen Mittel kannte als Unterdrückung, Denunziation, Stacheldraht und eine Mauer, um sein Volk zusammen zu halten.

Quellen

- Cianfarra, Camille Maximilian (o.J.). The Vatican and the Kremlin, New York.
- Feldkamp, Michael F. (2010). Geheim und effektiv. Über 1000 Jahre Diplomatie der Päpste, Augsburg.
- Jauer, Joachim (2008). Urbi et Gorbis. Christen als Wegbereiter der Wende, Freiburg/Basel/Wien.
- Stehle, Hansjakob (1993). Geheimdiplomatie im Vatikan. Die Päpste und die Kommunisten, Zürich.